

**Mathilde – eine große Liebe** (Frankreich 2004)

**Regie:** Jean-Pierre Jeunet

Hamburg, 25.01.2005

Filmbesprechung von Franz Witsch

Am schönsten ist eine Liebe, die man nicht begreift, weil so groß, in der alles möglich, auch das Unmögliche. Man kann es auch umgekehrt formulieren: alles, was man begreift, ist nicht groß. Unantastbar wie Jesus, dem menschlichen Leben ganz nah und doch so unerreichbar fern, steht große Liebe über allem, ein Maßstab, an dem wirkliches Leben sich messen will, auch das des gefühlsbedürftigen Kinobesuchers, der nach Kurzweiligkeit über Gefühlskonsum dürstet. Also ist Liebe so konstruiert und dargestellt, wie es das normale Leben gerade nicht schreibt. Andernfalls wäre sie herabgewürdigt auf Alltägliches, mit dem auseinander zu setzen den Normalbürger überfordert. Was er nicht will, will er nicht. Er will eine göttliche Liebe, in der menschliche Sachverhalte der Verständigung auf kleinste gemeinsame, wenn auch meist recht fragile Nenner gebracht werden können – so allgemein, dass sich in diesen ein jeder wiederfinden kann, mag er Kleinkind oder Greis, Chinese oder Europäer sein. Ein jeder nehme sich, was er will und gerade braucht. Nur verlangen sollte man nichts, vor allem nicht denken und schon gar nichts begreifen. Das käme einem Sakrileg vor der Größe als solche gleich. Zu begreifen ist da nichts, so wenig wie die unermessliche Liebe von Jesus, der bekanntlich vor lauter Liebe zu den Menschen am Kreuze starb. Das zu begreifen wäre Ausdruck von Sünde, so Sören Kierkegaard (\*1813, †1855), denn Großes: die Liebe Gottes trägt ein jeder in seinem Herzen verborgen, Maßstab für alles Menschliche, was ein Konkretum und damit Greifbares voraussetzt, und gleichwohl ganz und gar unbegreiflich sein soll. Genauso, nämlich unbegreiflich, wollte der Philosoph Kierkegaard in Opposition zum heidnischen Christentum seiner Zeit wahrhaftiges Christentum verstanden wissen:

»Gesetzt den Fall, all die vielen Pfarrer hier und im Ausland, die Predigten halten, ... sind gläubige Christen, wie ist es dann zu erklären, dass man niemals jenes Gebet hört oder liest, das vor allem in unseren Zeiten so nahe liegend wäre: "Gott im Himmel, ich danke dir, dass du von keinem Menschen verlangt hast, er solle das Christentum begreifen; denn würde das verlangt, dann wäre ich der Erbärmlichste von allem ... Deshalb danke ich dir, dass du allein den Glauben verlangst"« ("Krankheit zum Tode", Kopenhagen 1849). Ob Kierkegaard damals schon ahnen konnte, dass diese seine Philosophie auf den Punkt bringt, was heute vornehmlich politische und soziale Praxis der herrschenden Eliten ist? Wegschauen, ignorieren, sich dumm stellen, heucheln und nicht zuletzt, wenn Gefahr im Verzug, mit goldenem Handschlag sich verpissen dürfen.

Ja, und wäre es nicht ähnlich erbärmlich, "Mathilde – eine große Liebe" begreifen zu wollen? Das möge das Schicksal verhüten. Entsprechend ist der Plot des Films um die Hauptdarstellerin Audrey Tautou herum gestrickt. Wir kennen sie und ihren Regisseur Jean Pierre Jeunet aus dem viel beachteten, mit Preisen überhäufteten Film "Die fabelhafte Welt der Amelie", in dem es auch um große Liebe geht, wenn auch mehr im Sinne von innerer Kraft: Liebeskraft, das heißt, eine Liebe, die im Verlauf der Filmhandlung erst noch gestemmt wird. Eine solche geheimnisumwitterte Kraft, ebenso schön, so unwiderstehlich, mit der unsere herzensgute Amelie ausgestattet, ist so wundervoll alles Leben transzendierend, dass es nur eines kleinen Anstoßes ihres knochenkranken philanthropischen Nachbarn bedarf,

damit am Ende zusammenwächst, was zusammengehört – auf so fabelhafte Weise wie es sich für ein Märchen gehört, süß und schön, für Kinder geeignet, denn selig sind Erwachsene, die sind wie Kinder.

Ein Märchen für die ganze Familie, allerdings eines ohne den bösen Wolf. Denn das wäre für einen sich ausbreitenden infantilen Zeitgeist zu arg. Gar so viel möchte man dem Zuschauer nicht zumuten. Das Böse, es kommt vor als etwas, über das man sich ruhig kringelig lachen darf, eine Art kindgerechter Zynismus, der Böses beschwörend aushebelt, zum Beispiel einen böartigen Gemüsehändler, bei dem Amelie einkauft, der zu seinem etwas debilen Angestellten ganz und gar nicht nett ist, und der zur Strafe heimgesucht wird von geheimnisvollen Streichen, die Amelie in seiner Wohnung austreut, um diesen bösen Menschen auf den Pfad der Tugend zu befördern. Denn in ihr steckt nicht nur die Kraft der Liebe, sondern auch eine gute Fee, die über dem Glück von Menschen wacht, es in ihnen nicht nur erweckt, sondern auch gewährt. In einer solchen fabelhaften Märchenwelt ohne fressenden Wolf hat alles seinen fest angestammten Platz. Auch der Kneipennarr, der seine Liebe verfehlt, weil er nicht richtig tickt. So was kommt halt vor. Doch ist alles auch irgendwie gut so wie es ist. Sogar der Bettler, der am Bahnhof den schmutzigen Pappbecher hinhält, gehört zur glücklichen Familie, denn der macht auch nur seinen Job. Sonntag ist sein freier Tag, an dem auch bei ihm die Arbeit ruhen muss und wohlthätige Gaben daher mit einem Diener abgewiesen werden. Der Bettler, er gehört zum Stadtbild. Man möchte ihn einfach nicht missen. Wenn es Armut nicht gäbe, man müsste sie erfinden. Wie sagte Jesus gleich noch? Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme (Matthäus 19, 24).

Von allen guten Geistern verlassen ist auch Mathilde nicht, – nicht weniger geeignet zur Befriedung eines infantilen Gemüts, ein Märchen, diesmal ergänzt um einen wirklich bösen Wolf, der hier in Erscheinung tritt als grausamer menschenfressender Erster Weltkrieg, der auch ihre große Liebe verschlungen, einen kaum erwachsenen Jungen einfach so weggefressen hat. Doch glaubt die gutherzige Mathilde mit ihren schwarz-dunklen Unschuldsgaugen (die immer ein wenig in die Welt hinein gucken wie 'ne Kuh beim Donnern) nicht an einen biologischen Verdauungsvorgang, zum warmherzigen Entsetzen ihrer Umgebung, die an unmögliche Wunder nicht glauben möchte. Fast wollte man meinen, der Krieg habe mit der Mentalität der Menschen seiner Zeit so gar nichts zu tun. Und so glaubt Mathilde auch fest daran, dass der Krieg ihre Liebe wieder ausspuckt. Und siehe da, oh Wunder, alles ist möglich wie im wirklichen Leben man es nur selten erlebt: er spuckt sie tatsächlich wieder aus. Und alle lernen sie dazu. Ja, so sagte schon Jesus: für denjenigen, der nur fest ist im Glauben an mich, für den wird noch das Unmögliche möglich. Dann verliert noch jeder Krieg all seine böartige Kraft. Ein böser Teufel, der nur besiegt werden kann durch Liebe. Dabei hilft eiserner Wille, Geduld, Spucke, regelmäßig vor sich hin beten oder, wie die brave Mathilde manchmal im Stillen zelebriert, kleine Wetten vor sich hinhimmeln.

Da, wo vom Krieg die Rede ist, erweckt der Film den Eindruck, als müsse er Abbitte leisten für so viel grauenhafte Kriegswirklichkeit. Nun, der Überbringer schlechter Nachrichten muss heute nicht mehr hingerichtet werden, wenn er sie zynisch neutralisiert, – zum Beispiel grausame gesellschaftliche Wirklichkeit verniedlichend durch die eine oder andere Slapstickeinlage zur Darstellung bringt, zuweilen im Zeichentrickformat, ein infantiler Zynismus, der in den Medien im-

mer mehr zum guten Ton gehört. So nähert sich eine Granate im Großformat und Zeitlupe einem Soldaten, um ihn, so der Film wörtlich, zu pulverisieren. Oder es wird ein hundsgemeiner Offizier gezeigt, noch gemeiner als der Gemüsehändler im Film "Amelie", der aber immer noch zum Schmunzeln ist. Vor allem ist putzig, wie er ein Gnadenerlass eines zum Tode Verurteilten einfach nicht bearbeitet, ein lebenswichtiges Dokument einfach in sein Badewasser fallen lässt, um seinen Inhalt unleserlich zu machen. Dieser eklig fette Bösewicht bekommt diesmal für seine Unmenschlichkeit nicht mehr einfach nur die Streiche einer guten Fee verabreicht, sondern muss – ganz schlimm, aber nicht weniger putzig – die skurrile Rache einer trauernden, als Hure und Vamp verkleideten Witwe über sich ergehen lassen: eine in Kerzenlicht und rötlich schimmernde Nuttenatmosphäre getauchte Hinrichtung. Mord als Kunstgenuss. Und wenn die Mörderin dafür guillotiniert wird, ja dann darf das Herz schon mal mitweinen. Schließlich haben Zyniker auch ihre menschlichen Seiten. Schade, manchmal doch nicht so putzig, so gar nichts für Kinder, der Film. Die werden diesmal wohl leider draußen bleiben müssen.